

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Wie ich lernte

Birt, Theodor

Leipzig, 1929

Schluß und Schlußfolgerungen

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6727

Schluß und Schlußfolgerungen

Ein bißchen Phantastik

Hier enden meine „Hamburger Erinnerungen“. Verdienen sie, daß ich sie einem größeren Leserkreise vorlege? Es handelt sich darin um meine Person nur insoweit, als diese Erinnerungen zeigen, wie um die Zeit, die unsrer Gegenwart um 60 bis 70 Jahre vorausliegt, die Entwicklung eines Hamburger Knaben, der schließlich unter die Schriftsteller ging, verlief. Viele Einzelheiten haben intimen Charakter; aber nur so ließ sich die Wirklichkeit anschaulich machen, und das Studium „Mensch“ wird nur ermöglicht, wenn das Einzelexemplar sich mit Deutlichkeit so gibt, wie es ist oder gewesen ist. Aber mehr noch habe ich die Umwelt, in der ich stand, zu veranschaulichen gesucht, und das Betriebsleben und das Schulleben der Großstadt und Handelsstadt mußte zu allem den breiten Hintergrund bilden; nicht nur den Hintergrund. Ich spürte, je mehr ich schrieb und schrieb, auch das Hamburger Klima und den Hamburger Himmel über mir, der weitgespannt aus Nordsee und Ostsee aufsteigt und Sturm atmend über Nebeln und Wolken steht: ein ewiger Kampf des Lichts und der Schatten.

Wer sich in der Selbstbiographie versucht, wird noch nicht selbst zum Psychologen, aber er liefert sich selbst als Material den Psychologen oder Psychopathikern aus. Ich bin in meinem höheren Alter wiederholt aufgefordert worden, mein Ich zu sezieren und die Frage zu beantworten, von welchen Personen unter meinen Vorfahren meine uninter-

essanten Eigenschaften sich herleiten, oder gar, auf welche Weise die Anregungen zum Schaffen in mir entstehen usf. Aber ich bin kein Sokrates, den das „Erkenne dich selbst“ berühmt machte. Viel interessanter ist es, andere zu erkennen als sich selber, und ich lebe sozusagen nur im Objekt. Wer meine Dichtungen läse, würde dies wohl leicht bemerken. Wer darstellt, lebt eben außer sich; er hat sich an die Dinge, an die Menschen, die er darstellt, verloren. Es ist schlimm, daß ich schon wieder mit Versen komme; sie stammen nicht aus meiner Frühzeit und klingen wohl sonderbar genug. Wer die vielen Worte scheut, mag sie ohne Verlust überschlagen:

Ich wär' ich selbst? ich, ich? Nein, nein,
Ein Ich ist nur Begrenzung.
Frei will ich ohne Grenzen sein
In ewiger Selbstergänzung.

Im Gras lieg' ich, da keimts in mir,
Als sollt' ich selber sprießen.
Die Quelle rinnt; ich wahn' mit ihr
Leis gurgelnd hinzufließen.

Ich sah noch auf zum Himmel kaum
Und seinem Sternenbogen,
Verdämmer' ich schon im ewigen Raum,
Vom Mondschein aufgesogen.

Und wenn die fleißige Biene schwärmt,
Da flieg' ich mit im Schwarme;
Wenn ein verlassner Fink sich härmt,
Trag ich an seinem Harme

Und mein', so oft sein Lied erwacht,
Ich sing in seiner Kehle.
Jauchzt gar ein Kind, die Seele lacht
Mir in der Kinderseele.

Und wenn es stürmt in Jünglings Brust
In schicksalsvollem Hoffen,
Feir' ich mit ihm die Werdelust
Und seh' den Himmel offen.

Und kommt im Marsch ein Bataillon,
Da zuckts in mir, als schritte
Ich selbst als tapfrer Tambour schon
Zum Kampf in seiner Mitte.

Und schrieb ein andrer ein Gedicht,
Das schön klingt zum Verlieben,
Dann glaub' ich gar in Zuversicht,
Daß ich es selbst geschrieben.

Und — wenn ich über Gräber geh,
Lieg still ich unterm Rasen
Und harre, daß ich aufersteh,
Wenn die Posaunen blasen.

So schwebt im Anderen mein Sinn,
Ein ewiges Selbstentschwinden,
Und fragt die Welt mich, wo ich bin,
Kann ich mich selbst nicht finden.

Damit ist gesagt, was ich meine, und damit genug der Selbstbetrachtung.

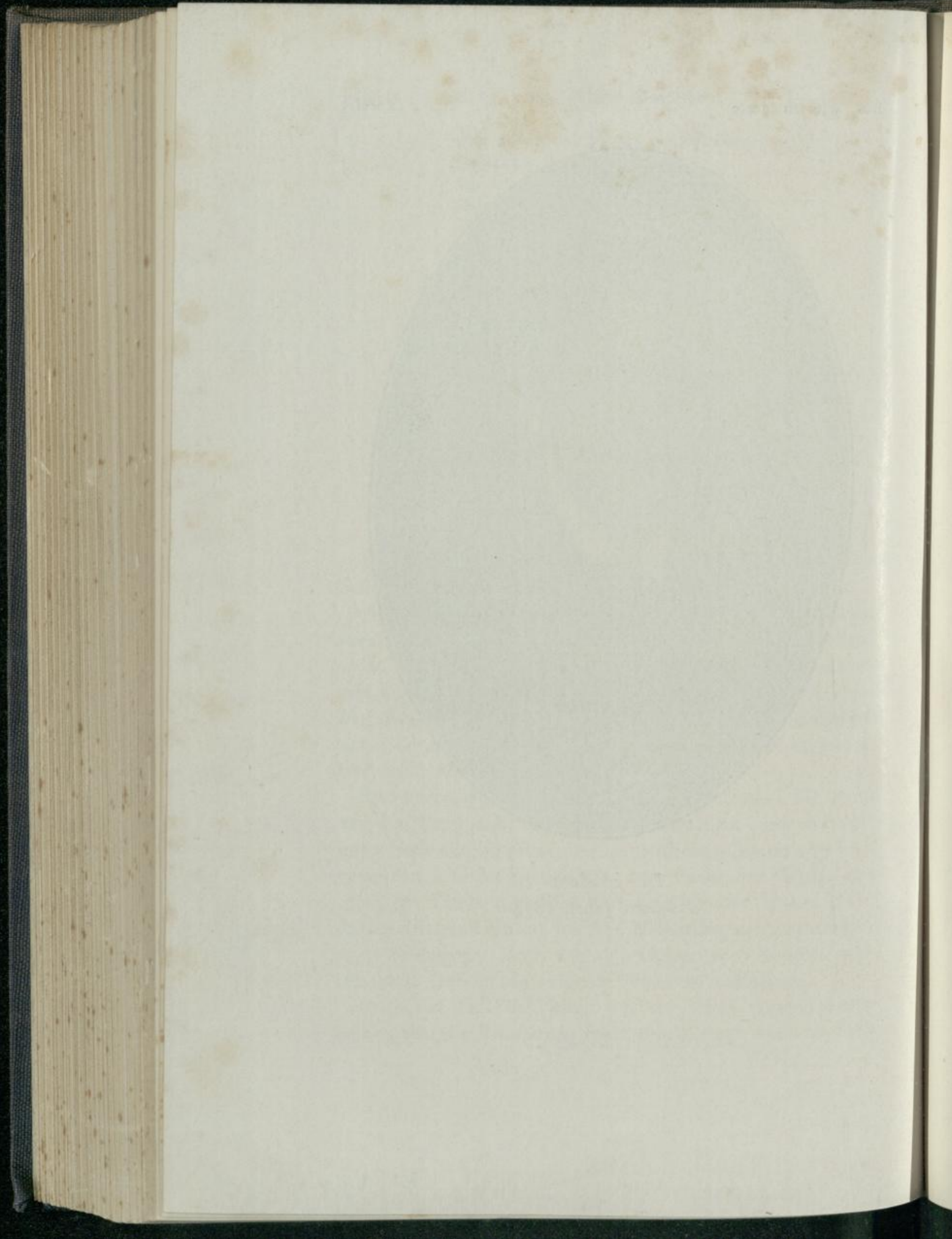
Aber es gibt auf die Frage, woher die menschlichen Eigenschaften stammen, vielleicht noch eine andre Antwort. Haben nicht die weisesten Männer gelehrt, daß die Menschenseele wie die Luft unsterblich ist und wie die Luft wandert und in jeden Körper eingeht? Kennt unsre Seele das Ende und den Tod nicht, so ist sie auch ohne Anfang und ungeboren und bestand schon seit Ewigkeit.

Seelenwanderung! Welch fesselnder Gedanke! Da treten uns die Tiere nah; denn auch in Tierleiber ging und geht unsre Seele ein, so oft sie der menschlichen Gestalt unwürdig geworden, und der Listige wird zum Fuchs, der Wütige zum Stier, der Eitele zum Pfau, der Feigling zum Hasen. Es ist darum dringend ratsam, der Fleischnahrung sich zu enthalten, sagte Pythagoras; denn wer vom Ochsen auch nur die Zunge ißt, läuft Gefahr, den eigenen Vater zu verspeisen.

In jedem Fall hat jeder von uns schon tausend Leben gelebt; aber die Erinnerung fehlt, und allemal, wenn die Seele



Der Student
aus dem Jahre 1874



die Herberge wechselt, trinkt sie aus dem Lethestrom den Trunk völligen Vergessens. Wer weiß, was er zur Zeit Jesu, was er zur Zeit Homers gewesen? Doch aber steigen aus dem Vergessen ab und an dämmernde Lebensgefühle der Vorvergangenheit auf, wenn uns der Traum aus uns selbst entrückt, und die Geheimnisse wollen sich lüften.

So geschieht mir heute, da mich des Pythagoras Geist befällt, und ein Dutzend Biographien entstehen, in denen ich mich erkenne. Einiges will ich davon verraten, wenn man Geduld hat, dem zuzuhören.

Als Urmensch mit dem Neandertalschädel bewährte ich mich nicht und sehe, daß ich danach zum Pavian wurde, ein Afrikaner mit mächtigem Gebiß, ein Herdentier in der Felsenwildnis. Es war ein herrliches Leben. Aber der Älteste, der Bandenführer, massakrierte mich; denn ich stand Wache gegen Leoparden und Löwen; die Bestien aber raubten die Jungen, die aus der Quelle sofften. Ich hatte den Warnungsschrei nicht geschrien; ich hatte geträumt, als wollte ich dichten, und meine Gedanken im All verloren. Ein guter Pavian darf das nicht.

Aber die Sehnsucht zum Fliegen hob mich, die Sehnsucht, die meine Seele noch heute bewegt, und ich flog als Adler in gewaltigen Höhen, und meine Arme schlugen als Fittige um mich, wenn ich meine Kreise zog über dem Mittelmeer. Es war zur Zeit der alten Griechen. Ein Adler tötete damals den Dichter Äschylus. Gewiß bin ich der Adler gewesen. Auf der Insel Sizilien wandelte der große Dichter; aber sein Geist schwang sich zu hoch und höher als mein Flug. Da griff ich voll Neid eine Schildkröte, stieg auf und ließ sie fallen, daß des Äschylus Schädel zerbrach. Das war meine Ursünde, und die Strafe trage ich noch heute; denn ich fühle, wie auch mir ein Adler das Hirn zerbricht, wenn ich als Poet das Größte wage.

Oft, wenn ich im Seebad war und bei bewegter See mich tummelte, schwamm und tauchte, ist mir gewesen, als müsse

ich einmal ein Fisch gewesen sein mit Kiemen und Flossen. Ob ich nicht einst ein Delphin war? Man weiß vom Sänger Arion, der, von Räubern überfallen, aus dem Schiff sich ins Meer warf. Da kam ich; ich fing ihn auf mit gebogenem Rücken und trug ihn ans Ufer und rettete ihn, und man errichtete mir ein Ehrendenkmal dafür am Strande. Ja, das war ich, und es war die beste Tat meines Lebens.

Öfter fand meine Seele darum auch menschliche Gestalt; denn sie wandelte weiter, und ich habe irgendwann unter den Römern als Christ gelebt. Aber der Trieb nach Einsamkeit, dem ich noch heut oft erliege, befiel mich, und ich zog als Eremit in die Wüste, ein Höhlenbewohner, der dürstend im Sande wühlt, bis er eine Quelle findet, und der Rabe nährt ihn wunderbar, der mit dem Brot geflogen kommt. Aber auch da traf mich wieder die gerechte Strafe. Denn der rechte Mensch soll ins Volk, soll unter die Menschen gehen, und die Selbstsucht des Frommen, der die Mitmenschen flieht, um nicht zu sündigen, ist selber Sünde.

Da wurde ich verdammt zur niedrigsten der Kreaturen. Zum Wurm ward ich und zerfraß als elender Bücherwurm jahrhundertlang in den Klosterbibliotheken die Pergamente, die kostbaren Blätter, die zu Tausenden, mit Schrift belastet, uns das Geisteserbe der heidnischen und christlichen Vorwelt aufbewahrten. Es war, als hungerte ich Wurm nach Buchstaben, und ich hungere danach noch heute. Auch das ist mir geblieben. So ist es gekommen, daß ich zu allem andern auch noch Gelehrter geworden bin und als Philologe aufjauchze, wenn ich aus alten Scharteken mich nähren und aus ihnen neues Leben ziehen kann.

So bin ich, was ich bin. Oder gab es noch mehr des abenteuerlichen Erlebens? Woher z. B. das ewige Musizieren, das in mir arbeitet bei Tag und Nacht? Es wird mich auch noch ins Grab hinein verfolgen. War ich einst eine Zikade, die zum Zirpen geboren scheint, oder ein Schwan, von dem die Sage geht, daß er nicht aufhört zu singen im Leben und

Sterben? Oder war ich einer der Windhunde Friedrichs des Großen? Das möchte ich glauben, und er, der König, liebte mich, und ich hörte sein Flötenspiel und seine Konzerte, flog neben ihm her, wenn er seinen Schimmel ritt, und legte den Kopf und meine weichen Ohren an sein Knie, wenn er seine Verse schrieb. Vielleicht stammt es daher, daß ich so bis in die Knochen preußisch gesonnen bin und daß ich an den hohen Beruf des Fürstentums glaube trotz allem, was heute geschehen ist.

Alles, was ich bisher gesagt, war nur ein dumpfes Wähnen und Vermuten. Eins aber weiß ich. Schon zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges war ich Mensch. Ich war Soldat; visionär habe ich mich selbst gesehen und stand als schwedischer Kornett im deutschen Lande. Die Burgen wurden gebrochen, die Dörfer verwüstet. Ich aber liebte ein deutsches Mädchen im Tal der Lahn. Sie war jung und schön wie ein Frühlingsmorgen und des Schultheißen Töchterlein, und ich schlich, des Kriegs vergessend, zu ihr in den Garten. Die Nachtigall schlug. Der Jasmin duftete. In unsere Laube ergoß der Mond sein silbernes Licht. Ich war einmal glücklich. Da kam es über die Mauer; die Donnerbüchse klang, und Leben und Liebe war zu Ende. Das war damals. Wenn aber heut die Nachtigall schluchzt und in den hängenden Gärten mich der Jasmin umduftet, da erwacht die süße Erinnerung mächtig und durchschaudert mich, die unsagbare Sehnsucht, die oft, ach, so ungestillte, nach junger Liebe, als fühlte ich den Tod noch einmal, den ich damals gestorben bin.

Auch heut bin ich Mensch, Mensch unter Menschen; ich brauch' mich nur im Spiegel zu sehen, um es zu wissen; bin Professor in Marburg, und es sind bald 80 Jahre, daß ich harre, wohin demnächst meine Seele auswandern wird.

Wonach sie verlangt? Sie möchte wieder als Adler hochgehn und einsam über Wolken die Schwingen breiten. Aber ich würde an keinem Äschylus mich wieder versündigen.

Denn einen Äschylus gibt es nicht mehr. Die modernen Dichter, um so zu sagen, fressen Erde und kriechen niedrig am Boden jener „Sachlichkeit“, deren sie sich rühmen, und keiner von ihnen fliegt so hoch, daß ein Adler sie beneiden könnte. Walter von Molo verzeihe mir.

Rückblick

„Laßt kein faul' Geschwätz aus eurem Munde gehen“, so steht im Epheserbrief, Kap. 4, V. 29 geschrieben. Ich fürchte, des Apostels Wort trifft mich jetzt eben, und das geschwätzige Alter, die *balba senectus*, sprach aus mir. Schwätzer sind wie leere Flaschen; die klirren und klappern, wenn man sie anstößt; volle Flaschen klingen nicht.

So will ich mich raffen und mich endlich befeißigen, noch einmal auf manches von dem, was ich erlebt, in aller Kürze und möglichster Nüchternheit zurückzublicken. Es kann nur mit Danksagung geschehen.

Die Jugendjahre sind die Jahre der Erziehung, die Jahre der Charakterbildung. Man lernt begreifen, man lernt gehorchen; das schönste ist, wenn man schon als Junge selbst will, was man soll, wenn man durch das Begreifen das Gehorchen lernt. Das gibt die rechte Freiheit. Aber schon in den ersten Werdejahren muß dies sich anbahnen.

Zwei Hände strecken sich, um unser Wesen zu formen, die eine aus dem Elternhaus, die andre aus der Schule. Die erste beginnt das Werk und tut das Wichtigste. Wohl dem, der aus der sogenannten guten Kinderstube kommt! Keine Schule kann es ersetzen.

Wie viel ich meinem Elternhause verdanke, habe ich hinlänglich gezeigt, ebenso, was an mir die Schleidensche Schule und danach das Gymnasium getan hat. Heut versuchen Schule und Familie nach Möglichkeit pädagogisch zusammenzuwirken, und durch den Elternbeirat wird die Verbindung her-

gestellt; gewiß nicht ohne Nutzen. Es scheint aber, daß man ein Bedürfnis danach zu jenen Zeiten noch nicht empfunden hat, und meine Eltern durften den Schulen, in die sie mich gaben, volles Vertrauen schenken.

Den Tod meines geliebten Lehrers Hallier erlebte ich früh. Es erschütterte mich. Ich sah sein Antlitz blaß und eindrucksvoll edel, wie es im Leben gewesen; die tiefe Schwärze des Haares und der langen Wimpern schien um ihn zu trauern, wie ich es tat; denn sein Mund war stumm geworden, und sein Auge blickte nicht mehr. Er war der erste Mensch, an dessen Totenbett ich stand. Dr. Schleiden erreichte dagegen ein hohes Alter, und ich durfte ihm, nachdem er seine Schule in andere Hände gegeben, noch lange nahestehen und ihm meine Verehrung zeigen. Meine Jugendschrift „Elpides“, das ist „über die Hoffnung“, ist ihm gewidmet.

Von der Unterrichtsmethode dieses ausgezeichneten Pädagogen kann man schon aus dem, was ich zu Anfang erzählt, eine Vorstellung gewinnen. Es herrschte eben bei ihm die echte Schülerliebe (wer sich erlesener ausdrücken will, sagt in solchem Fall, es herrschte der Eros). Aber diese Liebe war streng und ganz ohne Weichlichkeit, die Anforderungen der Schule groß, die Lernpensä oft höchst unbequem. Der Mann wußte, daß die Arbeit bequem zu machen, als gälte es Schwächlinge zu erziehen, die verfehlteste, nachteiligste Methode ist. Die Schwierigkeit stärkt die Muskulatur des Geistes, und man kann nicht früh genug lernen, Hindernisse zu nehmen und gleichsam Türen einzuschlagen, um auch als Mann jeder Not gewachsen zu sein.

Man predigt heute mit Recht, die Lehrer sollen Achtung vor ihren Schülern haben. Bei Schleiden verstand sich das richtig gedeutet, von selbst; denn die Jugend ist das wertvollste Gut der Nation. Wichtiger aber ist, daß wir Achtung vor unseren Lehrern hatten, und dies sollte man heute, in einer Zeit, die man das Zeitalter des Kindes nennt, nicht aufhören doppelt laut zu predigen: habet Achtung vor

dem Lehrer und ehret ihn, der sein Bestes hergibt, euch zu dienen.

Die wissenschaftliche Erziehung oder doch die Anfänge einer solchen gab mir endlich das Gymnasium; es waren, wie schon erwähnt ist, nur drei Jahre. Von dem Eindruck, der mir davon geblieben ist, möchte ich an dieser Stelle noch einmal etwas ausführlicher reden, um so lieber, da das Johanneum in diesem Jahre 1929 sein vierhundertjähriges Gedenkfest gefeiert hat. Das gab Anlaß, die in unserer Zeit so viel erörterte Frage nach Zweck und Wesen des Gymnasiums nochmals zu überdenken. Im selben Jahre wurde von Wien aus die Umfrage gestellt, die nicht nur das Gymnasium allein betrifft: „Welche Aufgabe hat die deutsche höhere Schule der Gegenwart zu erfüllen?“ Eine Fülle angesehener Männer, Politiker, Mediziner, Juristen, Pädagogen und Künstler, hat darauf Antwort gegeben.¹ Diese Antworten fielen naturgemäß sehr verschieden aus.

Die Beunruhigung der Lehrerschaft ist groß und scheint noch nicht aufhören zu sollen. Es ist, wie wohl jeder zugesteht, in den letzten Zeiten allzuviel experimentiert worden, die Lehrpläne durch Verfügung von oben wieder und wieder umgeworfen, so daß keine Stetigkeit möglich und die Schüler zum Versuchsobjekt für die wechselnden Wünsche und das Hin- und Hertasten der Theoretiker geworden sind. Die Schüler sind aber zu wertvoll dazu; sie sind keine Frösche oder Kaninchen, auf die es nicht ankommt, wenn der Naturforscher sie zu seinen Versuchen verbraucht. Ich habe nur als Unbeteiligter dem zugesehen, aber durch meine Schüler, die an vielen Schulen wirken, mir berichten lassen und lebe der Überzeugung, daß, je mehr das Gymnasium seinen alten Typus, wie ich ihn erlebt habe, wahrt oder wieder herzustellen sucht, je besser es seinem Zweck, der es von anderen höheren Schulen unterscheidet, wird dienen können.

Es liegt mir fern und ich unterfange mich nicht, hier ein

¹ s. Deutsches Philologenblatt vom 22. Mai 1929.

neues Programm zu entwerfen.¹ Ich will nur einen Rückblick tun, um das Gesagte zu verdeutlichen.

Ein frischer, fröhlich geweckter Geist soll in der Schule herrschen. Den hatten wir. Was will man mehr? Das ging bis zum Übermut. Daß es auch öde Stunden, vermuffte Stimmungen gab, versteht sich von selbst; aber es waren Wüsten in der Oase, nicht umgekehrt. Je nach Trieb und Anlage liebten und haßten wir unsere Aufgaben; aber wir taten, was nötig und oft mehr als das.

Auch von sittlich Anstößigem war unter den jungen Leuten kaum je etwas, ich darf sagen, nichts zu spüren. Wir waren nicht blind, und die Möglichkeit zu Exzessen, wie das Bordellwesen, reizte natürlich die Neugier. Die Gassen, wo es zu finden, kannten wir ganz wohl. Aber die verfrühte Befriedigung des Geschlechtstriebes, die heute von gewisser Seite gradezu empfohlen wird, ist in Wirklichkeit schädlich, wie besonnene Ärzte warnend betonen,² und keiner von uns ist dem damals meines Wissens verfallen. Man wurde auch nicht, wie das heut geschieht, in bezug auf Sexuelles belauert; denn es war dazu kein Anlaß. Vom Homosexuellen war erst recht nicht die Rede; das Wort selbst war noch ganz unbekannt.³

Wie anders heut, wo die Skandalsüchtigen sich daran weiden, in den Zeitungen von Ausschweifungen der Schüler, die sich tatsächlich häufen, zu lesen! Pubertät das dritte Wort. Die Schülererotik ist gradezu ein lockendes Thema für die Modernen geworden, die prickelnde Sensationen brau-

¹ Meine Antwort auf die Rundfrage aus Wien, die alle höheren Schulgattungen betrifft, ist in dem erwähnten Deutschen Philologenblatt, S. 312, in der Kürze, wie sie gewünscht wurde, gegeben.

² Siehe Max Nonne in „Kulturgeschichtliche Studien und Skizzen“, Hamburg 1929, S. 59 f., der auch die sexuelle Aufklärung der Schüler in der Schule ablehnt.

³ Übrigens eine arg hybride Wortbildung, die an homo, „der Mensch“, anklingt. Ein ὁμοαστής hat der Grieche nie gebildet, ὁμογενής hat ganz andere Bedeutung.

chen. Ich bin wahrlich kein Philister; aber ich spüre in gewissen Schichten der städtischen Bevölkerungen die Anzeichen einer Degeneration, die Übles verheißt und das Gegenteil von dem ist, was wir heute brauchen. Denn wir wollen aus äußerer Not aufwärts und brauchen Kräfte, die aus der Reinheit des Wesens kommen.

Auch im allgemeinen sei an den Gesundheitszustand erinnert, wie er einst gewesen und heut sich zeigt. Ist es Zufall, daß in meiner Schulzeit von erheblichen Krankheiten kaum je die Rede gewesen ist? Und dabei turnten wir leider so wenig und kannten den Sport noch kaum. So kam denn auch kein Arzt in unsere Klassen, um die Gesundheit der Schüler zu kontrollieren, etwa die altmodischen Schulbänke umbauen zu lassen oder gar unsere Augen zu untersuchen. Es ging auch ohne das. Die Kinder, die mit Brillen herumlaufen, die kleinen Gespenster, gab es noch kaum, und das Ohr war nur, wie es soll, zum Hören da, während es heut als unentbehrlicher Brillenhalter auch zum Sehen dient.

Man sieht, wie unmodern die Jugend war, die damals lebte, auf alle Fälle ein widerstandsfähigeres Geschlecht als heute, das auch die Überanstrengung leicht überwand. Es fehlte die Nervosität, die das tosende Straßenleben, das vibrierende Lebensgetriebe der Gegenwart mit Telephon und Radio erzeugt. Unsere Eltern brauchten sich nicht um uns zu sorgen, und keine lästigen Klagen liefen, soviel ich weiß, von ihnen bei den Lehrern ein.

Was aber leistete unser Gymnasium sonst? Was es mir geboten hat, entsprach den folgenden Grundsätzen, die ich aus dem damaligen Unterrichtsverfahren selbst entnehme. Das besagt:

Die höhere Schule will erziehen durch Belehrung. Keinesfalls will sie auf einen bestimmten Beruf vorbereiten, noch weniger sich damit begnügen, wohl oder übel ein bestimmtes Quantum von Kenntnissen einzutrichtern. Es gilt vielmehr die Persönlichkeit zu wecken. Das Pauken ist nicht einmal für

die Dorfschulen gut; es ist ein äußerliches Lernen. Vielmehr denken lernen soll die Jugend, an ein freies Urteilen sich gewöhnen; doch ohne Überheblichkeit; sie soll zur Frage, zu Problemstellungen ermutigt werden, mag des Problems Lösung auch erst in einem reiferen Alter möglich sein. Ein Chaos von Gedanken regt sich: sie sollen sich ordnen, und aus dem Chaos sich das Richtige gestalten.

Lächerlich freilich oder beklagenswert die fürwitzig grünen Penäler, die ungefragt mit Urteilen um sich werfen. Ihr Blick ist der Blick des Kenners. Solche Menschenexemplare schießen in jedem Jahrgang immer wieder wie Dünenhafer hoch. Denn kein Primaner verläßt in Wirklichkeit als ausgereifter Mensch die Schule, er mag einen Sack voll Kenntnissen aller Branchen mit sich schleppen, und es kann nur dauernde Unreife erzeugen, wenn man heut gradezu fordert, daß die Schule ihren Zöglingen schon eine fertige Weltanschauung aufnötigen soll. Das Gymnasium ist keine Jesuitenschule, und eine Anschauung, also auch eine Weltanschauung, kann man nur durch eigenes Schauen gewinnen.

Reif soll der Abiturus geworden sein, aber im durchaus anderen Sinne. Reif oder geistig frei kann er geworden sein nur in dem Grade, daß er fortan führerlos seine Talente zu gebrauchen, den Lebenszweck sich selbständig zu setzen und diesem Zwecke gemäß zu arbeiten lernt, um schließlich ein brauchbares Glied am Volkskörper zu werden, womöglich einmal ein nützliches Glied, indem er für die Nation neue Werte schafft. Hierzu sind freilich nur die Begabteren berufen. Dem Himmel aber sei Dank, daß es im Staat noch kein Wahlrecht für die Primaner gibt, die nach Beruf und Weltanschauung erst zu suchen haben.

Das Johanneum hat uns, wie jede Schule dies soll, zu Deutschen erzogen, und es tut dies noch jetzt. Daher stand das deutsche Geistes- und Literaturleben trotz all dem Latein und Griechisch, das wir mit Nutzen trieben, im Zentrum

des Interesses, und mein glühendes Verlangen, mich darin zu vertiefen, wurde voll befriedigt. Dazu war keine große Zahl von Unterrichtsstunden nötig, sondern die schöne Anregung genügte für den Interessierten, um selbst zuzugreifen.

Auch selbständiges Schriftstellern und Dichten wurde gern gesehen, zum Glück aber das öde Fabrizieren lateinischer oder griechischer Verse wohlweislich vermieden. Irgend jemand hat noch neuerdings gesagt, dies Fabrizieren sei nötig, um den Formsinn zu wecken, als ob unsere eigene deutsche Sprache, die jede Form annimmt, dazu nicht ausreichte, und das Gymnasium ist nicht nur dazu da, klassische Philologen zu bilden, die sich immerhin in lateinischen Oden und griechischen Distichen üben mögen.

Für maschinelle Technik, die das halbe Leben der Gegenwart ist, hat das Gymnasium keine Stunden übrig. Unsere Jugend ist voll von diesen Dingen: Auto, Flugzeug und Radiotechnik. Ich sehe indes, daß sie außerhalb der Schule Zeit genug findet, dem nachzugehen. Aber auch für Erdkunde, für die Naturwissenschaften hat das Gymnasium leider wenig Raum; denn die Mathematikstunden dürfen darum nicht verkürzt werden. Die verschiedenen Lehrfächer kämpfen um die Stunden und der Tag müßte deren 48 haben.

Gleichwohl ließ sich und läßt sich ein naturbetrachtendes Weltbild auch bei solcher Beschränkung gewinnen; denn aphoristische Einblicke in diese große Problemwelt können immerhin gegeben werden. Aber mir war überdies Humboldts „Kosmos“ zur Hand. Dies damals klassische Werk orientierte mich; es schien mir vielseitig bis zur Allseitigkeit. Ich konnte mit seiner Hilfe kosmisch denken lernen und fühlte mich als Monade oder beseelten Bruchteil der Gesamtnatur; ich fühlte den geheimnisvollen Zusammenhang der Gesetze des Physischen und des menschlichen Seelenlebens. Das war für den, der pantheistisch empfindet, willkommene Hilfe und Bereicherung, wenschon von den Millionen Einzelheiten das meiste bei mir nur allzu früh in Vergessenheit sank. Auch

heute aber kann jeder Schüler gewiß in moderneren Büchern die gleiche Hilfe finden.

Einen breiten Boden muß sich schaffen, wer hoch wachsen will. Gleichwohl ist eine Universalbildung, wie einst Leibniz und noch Alexander von Humboldt sie hatte, nicht mehr möglich. Aber sie ist auch nicht nötig, weil sich die Gesetze des Weltganzen in den Teilen des Ganzen vielfach wiederholen, so daß es vom Universum einen Teil zu kennen und im übrigen den Weg zu wissen genügt, auf dem man für das Fehlende sich Auskunft holen kann.¹

Damit scheinen mir unmaßgeblich die Ziele auch des modernen Gymnasiums angedeutet. Eben diese hat jetzt E. Kelter in der „Festschrift der Gelehrtenschule des Johanneums“ vom Jahre 1929 als Leiter der genannten Anstalt ausführlich und lehrreich erörtert. Ich freue mich, in vielen Punkten mit ihm übereinzustimmen.

Hiermit nehme ich im Geist nochmals Abschied von der Schulbank. Auch die drei Jahre meines Penälertums stehen in hellem Licht in meiner Erinnerung; so darf ich sagen, wenschon ich nicht schönfärben will. Denn nichts ist im Leben vollkommen, kein Professor und kein Institut, und auch die Sonne hat Sonnenflecken. Noch heute nenne ich mich mit Vergnügen Johanniter. Ob etwas Erträgliches aus mir geworden ist, auf alle Fälle ein Sonderling, darüber später. In meinem höheren Alter habe ich mich zur Geschichtsschreibung gewandt, habe, nachdem so viele Jahre dahingegangen, endlich versucht, der Schule, die mich einst ins Griechentum eingeführt, meinen Dank öffentlich zu bezeugen, indem ich ihr mein Lieblingsbuch, das Griechenbuch „Von Homer bis Sokrates“ gewidmet habe, und schließe mit dem Wunsch: *vivas floreas in aeternum*, lebe und blühe in alle Zeiten. Er gilt der Schule wie der Stadt, die ich meine Vaterstadt nenne.

¹ So ungefähr äußerte sich de Lagarde, s. Adolf Meyer, „Lagarde“, Leipzig 1928, S. 25 f.

In Leipzig

Was aber ist nun aus dem Kerl, der im Voraufgehenden so viel von sich geredet, geworden? Die Frage liegt dem nahe, der die Geduld aufgewendet hat, meine Bekenntnisse und Schilderungen durchzulesen.

Ich habe da gelobt, einmal in Zukunft meiner Vaterstadt nicht unwürdig zu sein, und an guten Vorsätzen hat es nicht gefehlt. Was daraus geworden? Ein Berg kreißt, um die Maus zu gebären: so geht es bei komplizierten Naturen nur zu oft, und es hat lange gedauert, bis es mir vielleicht gelungen ist, mit einigen Schriften weiteren Kreisen unseres Volkes nützlich zu werden.

Die einseitig Begabten sind glücklich daran. Es sind die Intensiven, und sie können mit soliden Leistungen auf engerem Gebiet früh einsetzen. Ich habe allerdings schon als Student mich in Zucht genommen und meinen Interessenskreis enger zu ziehen versucht; aber eine Zweiheit blieb; ich zerfiel in zwei Naturen, die zunächst nichts voneinander wissen wollten, des Wissenschaftlers und des Poeten. Der dichterischen Produktion kam meine Musik zu Hilfe; aber daneben stand abgesondert das andere; eine mächtige Freude an historischer Forschung hatte mich schon als Primaner erfaßt, eine zugreifende Leidenschaft für Weltgeschehen, Geistesgeschichte und Sprachgeschichte, und so wurde ich schließlich Philologe.

Ich war wie ein Gewässer nach Art des Nils, der, sobald der Raum sich bietet, seine Wassermassen teilt und in zwei Betten dahinfließt, die weit auseinandergehen. Oder ich war wie ein Wollknäuel, das eine kluge Hand endlich entwirrt: mein Lebensfaden wurde frei, aber es war nicht einer, es waren zwei Fäden, die getrennt hervortraten und sich entwickelten, und ich habe so gleichsam zwei Leben gelebt bis heute. Die Fäden rissen nicht. Mein eines Ich scherzte und plänkelte mit dem andern, und ich war glücklich und voll be-

schäftigt. Aber nur in der Freiheit und Einsamkeit war das möglich, so schien es mir, und die wenigsten verstanden mich.

In Kürze sei nur noch erzählt, wie ich zum Ziel kam und meinen Lebensberuf gefunden.

Zwanzig Jahre alt war ich geworden und ging nach Leipzig, um in einer Universitätsstadt als einjährig Freiwilliger zu dienen. Aber das Militär wollte mich nicht; denn ich war viel zu schwächlich; habe mich hernach noch zweimal gestellt, und das bedauerliche Ergebnis blieb dasselbe. Außerdem hatte mich die Musik nach Leipzig gelockt: Gewandhaus und Oper. Mein Arbeitsplan aber war, mich zum freien Schriftstellerberuf möglichst gediegen vorzubereiten. Gründliche literarische und sprachliche Studien schienen mir dafür nötig. Auf solidestem Grunde wollte ich stehen; denn das beste Genie schreibt sich früh aus und verseicht, das nur seiner Phantasie vertraut und nicht in dem großen Erbe der Vorzeit verwurzelt ist.

Die Sache begann indes sehr komisch und mit einer kläglichen Enttäuschung. Das Vorlesungsverzeichnis schlug ich auf; da zeigte ein Professor Minckwitz Unterricht und Übungen an für Schriftstellerei und Journalistik. Das ist mein Mann! dachte ich; dieser Minckwitz soll ja sogar ein Dichter sein! und stürzte in seine abgelegene Wohnung. Es ging ein paar Treppen hoch. Die Karte abgegeben. Ich mußte lange warten. Der Herr schien erst noch Toilette zu machen, und ich sah mich in seinem Studierzimmer um. Da hingen an den Wänden Photographien, ein halbes Dutzend Porträts, die alle dasselbe Gesicht zeigten. Ich hatte Zeit, sie zu betrachten. Da trat der Professor ein, strahlend und schön gescheitelt: es war derselbe, den die Bilder zeigten. Der Unglückliche pflegte sich hier an seinen sechs Porträts zu freuen. Mein Urteil war fertig: „bei dem eitlen Mops hör' ich nicht“ und sagte nur, ich hätte die Absicht gehabt, bei ihm zu lernen. Sein altes Gesicht wurde noch strahlender, und er suchte

mich festzuhalten. Aber ich rannte schon davon. Viele Tage verfolgte mich dann noch in den Universitätsräumen ein junger Mensch von etwas verhungertem und schäbig genialen Äußern, es war des genannten Professors Schüler, mutmaßlich sein einziger. Aber ich wurde deutlicher, rettete mich und hatte meine Lehre weg.

Ich ging zu Friedrich Ritschl, und gab ihm meine Empfehlung ab. Wer vom Hamburger Johanneum kommt, ist gut empfohlen; der alte Herr war sehr leutselig, legte mir gleich den Dichter Terenz in die Hand, und ich mußte ihm den Vers vorlesen: Nil tam difficile est quin quaerendo investigari possiet¹; das heißt: „was noch so schwierig von Natur, man kommt ihm durch Forschen auf die Spur“. Da hatte ich meinen Leitspruch zum Studium, und es ging nun gleich, als hetzte mich jemand. Sparsam sein und die Zeit nutzen, hatte ich meinem Vater beim Abschied versprochen. Also bummeln gab es nicht. Ich hörte und hörte zwei Semester lang Germanistik, Sanskrit, Sprachvergleichung, klassische Philologie.

Der gute Ritschl enttäuschte mich leider; er war schon zu alt und wiederholte sich in plauderndem Vortrag gar zu sehr. Georg Curtius und Friedrich Zarncke sprachen klar und gemessen und fast wie ein Diktat, und ich habe da viel gelernt und den Stoff mir durch säuberliches Nachschreiben gesichert. Wirklich fesselnd war eigentlich nur Prof. Rud. Hildebrand, wenn er uns die mittelalterliche Dichtung „Meier Helmbrecht“ interpretierte. Das gab ein erregendes Kulturbild, und der altdeutsche Sprachgeist selbst wurde belebt.

Aber ich fühlte mich schließlich doch nicht am rechten Platze. Mir wurde fast nur philologische Kleinarbeit gereicht, die Odyssee im überfüllten Proseminar z. B. so durchgenommen, daß man grammatisch sprachvergleichend von Zeile zu Zeile bei jedem Einzelwort nach Stamm und Herkunft fragte. Wo blieb da Odysseus und sein Heimweh? Ich

¹ Terenz im Heautontimorumenus Vers 675.

hatte mir alles viel geistiger gedacht. Geist sprühte angeblich Michael Bernays; aber auch sein Vortrag enttäuschte mich; denn er füllte seine Stunden damit, daß er uns ganze Stücke aus Goethe oder Shakespeare vordeklamierte, als sollten wir über sein gutes Gedächtnis staunen. Was hatte ich davon? Die theatralische Gebärde stand ihm nicht gut, und er sprach das Englisch so entsetzlich aus, daß mir die Ohren schmerzten.¹

Mit Geld geizte ich nach Möglichkeit, darbte nahezu und fühlte mich einsam. Ich ging so weit, von meinen Büchern, was entbehrlich schien, zu verkaufen; zuerst wurde der „Gradus ad Parnassum“ verkloppt, der wundervoll in gelbem Ganzleder gebunden war, und der Bankier, Herr Esche, bei dem ich Geld erheben sollte, schrieb erstaunt an meinen Vater, ich käme nicht und er begriffe nicht, wovon ich lebe.

Von meinem Einsamkeitstrieb habe ich oft gesprochen; aber man braucht denn doch Ansprache und Aussprache über die lieben alltäglichen Dinge, und die Einsamkeit darf nicht zur Verkehrslosigkeit ausarten. Als Student war ich Fuchs; aber ich kannte keinen Menschen meines Alters und auch sonst nur wenig Menschen. Mich befiel die Lust, in den Gesangverein der Pauliner einzutreten; aber jedesmal, wenn ich auf dem Wege war, mich bei der Verbindung anzumelden, befiel mich die Scheu. Ich wollte meine Freiheit nicht verlieren, und für das Korporationsleben taugte ich nicht.

Noch eine andere Anknüpfung war möglich; es gab einen studentischen Philologerverein. Freundliche Herren² forder-

¹ Eine etwas arge Anekdote. Ich weiß nicht, ob es dieser Professor war, von dem man damals in Leipzig behauptete, er trüge sich nicht sauber. Der Mann hatte geistreich bemerkt, man könne sich Goethe nicht mit einem Regenschirm vorstellen, worauf das Distichon umging: Kannst du dir Goethe je mit einem Regenschirm denken? Nein, doch mit reinlichem Hemd hab ich ihn stets mir gedacht.

² Ich nenne hier mit Dankbarkeit Georg Goetz, der als Professor in Jena in diesem Jahr seinen 80. Geburtstag feiern kann.

ten mich wirklich auf, an dessen Sitzungen teilzunehmen. Ich hospitierte; aber man trieb da subtilste Textkritik, und ich fühlte mich dazu noch nicht reif. Und sonst? Ein paar Hamburger nahmen sich meiner an, und ich hatte sie gern; sie hießen Nolte, Amsinck und Wulff. Die lehrten mich den Trinkkomment und wie man beim Bier im höchsten Stadium der Beseligung auf den Tischen tanzen kann. Das war ja sehr nett; aber es waren Juristen und schon höhere Semester und sie fachsimpelten gar zu arg.

An den Sonntagen wünschte mich oft meine sogenannte Tante zu sehen. Es war die muntere Sängerin Leontine St., die ich schon früher einmal erwähnt habe. Sie war sehr lustig, lebte seit einiger Zeit in Leipzig, und ich pilgerte nun mit ihr durch das duftende Rosental. Aber „wärst du doch zwanzig Jahre jünger!“ dachte ich. Das ist begreiflich. Junge Damen? Ja, die traf ich im herrschaftlichen Hause des Herrn Esche und seiner gütigen Frau, in dem ich ab und an gastliche Aufnahme fand. Das waren die Lichtblicke jener Tage. Die Tochter des Hauses verlockte mich zur Schwärmerei, und auch ein Fräulein von Tischendorf traf ich dort, die Tochter des berühmten Kenners der Bibelhandschriften. Als ein Idealbild der Schönheit ist sie in meinem Gedächtnis stehen geblieben. Ich habe dem Hause Esche meinen Dank leider nie gebührend bezeugt.

Aber eine gewisse Tobsucht blieb in mir, die sich sehnt, einmal loszufahren, die Tobsucht des Studenten des ersten Semesters, der von Aufsicht, von Schule, Haus und Familie sich endlich losgelassen fühlt. Man kann arbeiten ohne Philister zu sein; aber ich drohte es zu werden. Nur auf dem Klavier, da tobte ich mich aus. Ich wurde bei der Firma Wankel und Temmler eingeführt. Das war eine angesehene Klavierfabrik, und in ihren Lagerräumen durfte ich gratis musizieren, d. h. die neugebauten Flügel einspielen, die da zu Dutzenden standen, und mir damit den Dank des Hauses erwerben. Ich tat es mit Wucht; denn die Instrumente spielten

sich schwer. Sie waren vornehmlich für den Export nach Mexiko gebaut, für die Verwendung bestimmt in den Tropen, und eine zähe Dauerhaftigkeit war ihre erste Tugend. Denn für Reparaturen waren in jenen Ländern geeignete Techniker so leicht nicht zu haben.

Die Liebe zur wissenschaftlichen Arbeit aber hatte sich völlig in mir durchgesetzt. Man kann die Philologie um ihrer selbst willen lieben. Aber sollte es so bleiben? Mein junges Blut lechzte nach etwas anderem. Solcherlei Klage töne schrieb ich an meinen Freund Ludwig Martens, der in Bonn am Rhein studierte. Der schrieb: Komm her! Hier ist es wundervoll! Und ich wurde Bonner Student, und alles Gute kam über mich.

In Bonn

Wer würde nicht flott zu Bonn am Rhein? Ich orientierte mich rasch und warf die engbrüstigen Stimmungen ab, die greisenhafte Sparsamkeit. In Hamburg war ebendamals der Verkauf des Familienhauses gelungen; mein „Alter“ mußte nun etwas sorgenloser dastehen, und ich lebte jetzt simpel, aber gut wie die andern auch. Jeden Sonntag erhielt ich vom Vater, dem getreuen und schreibseligen, einen Brief; aber seine Anrede lautete jetzt nur noch: „Mein teurer Sohn!“ Ich las das mit auffallender Ruhe, ja, Genugtuung.

Rheinischer Odem zur Frühlingszeit! Tage des Sonnenrausches! Die Luft mit Düften beladen! Aus der Haut fuhr ich vor Wonne. Aus südlicheren Märchengebirgen, die ihn umhegten, kommt der leuchtende Strom bei Bonn breit ausholend ins Freie, und die Brücke, die nach Beuel geht, überspannt ihn kaum. Wanderwege! Dampferfahrten! Ein Hümpchen zum Abendtrunk. Die ersten Weinberge. Die ersten wundervollen romanischen Kirchen. Und Drachen-

fels und Heisterbach und Rolandseck! Die Worte, die Namen genügen, und ich war wieder jung. Kein Wunder also, daß Bonn mich festhielt, bis ich wie der Wein reif wurde und die Kelter des Examens mich preßte. Die Kelter selbst schien Lieblichkeit, Rausch und Hochgefühl.

Sogleich hatte der „Kreis“ mich freundlich aufgenommen. Dies war eine Vereinigung munterer und ernsthaft strebsamer Leute, der sich in jenen Jahren „die Hamburger“ nannte; denn Schüler aus dem Hamburger Johanneum walteten darin zufällig vor, und ich traf meine guten Freunde Martens, Ballheimer, auch G. Heylbut dort an sowie Kalckmann und Klammer. Nur etwa zehn bis fünfzehn Philologen waren es, die sich an jedem Mittwoch Abend zu Studierzwecken versammelten, und man brachte da vor oder gab zu kosten, was immer man Gelehrtes auf der Pfanne hatte. Dieser Bund werdender Gelehrter wurde schon 1854 gegründet, und er besteht noch heute. An jedem Sonnabend aber war Kneipe in der „Kaiserhalle“. Da erweiterte sich der Kreis; der Mond umgab sich mit einem Hof. Das Fach schwieg, und Mediziner und Freunde aus allen Fakultäten, die keinen Korporationen angehörten, nahmen mit teil.

Und was wurde aus mir? Als Germanist kam ich, und Deutsch wollte ich treiben; das sollte meinen freien literarischen Zwecken dienen, an denen ich festhielt. Aber der Zufall wollte, daß kein plausibler Dozent damals dies Fach vertrat; denn was konnte mir Simrock, der Dichter, den ich verehrte, als Lehrer sein? So kam es, daß ich abbog und klassischer Philologe wurde. Die Antike nahm mich jetzt ganz gefangen; denn ich hörte zwei großartige Dozenten des Latein und Griechisch, Franz Bücheler und Hermann Usener, die wir die Dioskuren nannten.

Es waren Führernaturen, die bis an den Hals in Arbeit und Wissenschaft steckten, aber als Vollmensen frisch sich auslebten. Jedem, der den rechten Eifer zeigte, gestatteten sie die Annäherung, und wir durften ihrer Arbeit zusehen, ihr

Forschen miterleben. Man fühlte sich angezogen, erzogen, hochgezogen durch das Beispiel. Kritische Strenge und Freundlichkeit: mit etwas Peitsche und Zucker wird der Gaul erzogen. Und der Boden, auf dem ich stand, die Landschaft selbst atmete Römergeist, Leben der Antike. Hatten nicht Legionen Roms auch in Bonn gestanden und römische Wachtschiffe nicht den deutschen Rhein durchfurcht? Im Kellerraum des Universitätsgebäudes standen die Grabsteine römischer Centurionen, römischer Siedler und Mercatoren.

Man kann die philologische Arbeit in verschiedener Weise betreiben. Grundlegend aber ist, wie in jedem Fach, die Kleinarbeit, die das Beobachtungsmaterial sichert und sichtet. Darin war Bücheler der Geniale; denn er zeigte überdies, wie man aus dem Kleinsten weiter ins Große geht, indem er vor unsren Augen Dichtertexte herstellte, die, uns handschriftlich auf alten Pergamenten überliefert, tausend Verschreibungen und Mißverständnissen der Schreiber ausgesetzt gewesen waren; und so erstanden die antiken Dichter neu aufgefrischt vor uns in ihrer Schönheit und jungen Munterkeit, aber auch das antike Leben selbst unter seinen Erläuterungen, die gleichsam Blitzlicht warfen. Denn Bücheler war geistreich und von tief poetischer Empfindung. So legte er uns auch die wortkargen Inschriften aus, die in dem erwähnten Keller standen. Aber auch die Grundlage aller Grundlagen, Grammatik und Sprachgeschichte aus ihren ältesten Dokumenten heraus, gab er uns meisterhaft, und die ältesten italischen Sprachbelege wurden dazu fruchtbar gemacht.

Usener ging umgekehrt von einer großgedachten Leitidee aus und sammelte und gruppierte darunter das Detail, das er in Massen herbeitrug. So wurde die griechische Philosophie, das Epos in seiner Entstehung, die Götterlehre der Griechen im großen Stil vor uns aufgebaut, problemreich, und der Horizont erweiterte sich herrlich. Man muß Mut haben, auch in der Forschung; die Hypothese springt auf, und es gilt zu wagen, um zu verstehen. So war Usener der Bildhauer, der

große Blöcke behaute, während Böheler dem Ziseleur oder dem Goldschmied glich.

Eine Universität ist an Lehrstühlen reich wie eine Orgel an Pfeifen. Wie soll ich alle Pfeifen aufzählen, deren Tönen ich lauschte? Wichtig war mir, daß auch der junge Sprachvergleichler Johannes Schmidt sich freundlich meiner annahm. Aber auch Jakob Bernays nenne ich gern, in dem ich den Typus des orientalischen Weisen kennen lernte. Er erschloß uns für Aristoteles und seine Kunstlehre das tiefere Verständnis.

Ich war anfangs verschüchtert, und es war mir wie ein Wunder, daß die Herren sich mit mir Mühe gaben; denn es war mir anfangs, als ob ich heuchelte, den Philologen nur mimte und in Wirklichkeit gar nicht zum Fach gehörte. Aber bald wurde es Ernst; mein Spieltrieb hatte jetzt ein großartiges Spielzeug gefunden. Was sage ich? Es war vielmehr eine echte Freude am Forschen. Meinem Triebe, das Menschentum und seine Kultur zu begreifen, hatte sich jetzt ein Beobachtungsfeld und ein Schaffensgebiet erschlossen, das Großes versprach und mir unermesslich schien. Die Philologie ist die Vorschule für den Historiker. Es ist für den Historiker gut, wenn er mit Sprachforschungen beginnt; von da hebt sich der Blick auf Kultur und Geistesleben der Völker, und die politische Geschichte ist der Gipfel seiner Studien.

Das Thema meiner Arbeiten stellte ich mir durchweg selbst; aber sie wuchsen sich aus unter dem Auge des Lehrers, und sie wurden kritisiert im Seminar. Seminar heißt so viel wie Saatbeet. Der Same der Urteilsbildung wird da ausgestreut, und diese Bildung wächst dann und reift, wenn die Götter es wollen. Die feinsten Geister werden so erzogen; aber auch an tauben Ähren fehlt es natürlich nicht. So waren denn auch in unsrem „Kreis“ erhebliche und hochbegabte Leute, denen ich durchaus nachstand; sie waren fast schon wie junge Dozenten. Aber eine Arbeitsfabrik wurde es nicht; im Gegenteil. Denn wir lebten am Rhein, und unsre Lehrer waren schwung-

haft wie wir und teilten mit uns das Wonnegefühl, in Jugend und Schönheit zu leben.

Wie haben wir Freunde da flott studiert
Tagtäglich die lieben Alten!
Wer an die Alten sein Herz verliert,
Bei dem muß Frohsinn walten,
Und Frohsinn? Wir hatten die Fülle davon.
Denn unser Musensitz war Bonn.

Ich stellte mir damals schon als Student allerlei Aufgaben, die z. T. weitgreifende Arbeit erforderten und mich durch mein ganzes Leben begleitet haben; begann mit der Textgeschichte der kleineren Schriften des Tacitus, warf mich dann intensiv auf die Verstechnik der Alten. Aber das war bei allem Mühaufwand trotzdem Nebensache; denn ich brauchte Ellenbogenfreiheit und mochte mich nicht mit dem engen Fach begnügen. Die Arbeitsteilung herrschte freilich in der Wissenschaft schon damals; der eine war nur Latinist, der andre nur Gräzist; ja, der eine nur Platoniker oder Aristoteliker, der andere Kenner der rheinischen Altertümer, der dritte Münzkenner oder Spezialist für Terrakotten usf. Das wurden zumeist die nützlichsten Gelehrten; mich aber drängte es, in möglichst viele Fächer zu greifen, um mich auszuweiten. Die Lautlehre, wie die Natur der Vokale im Latein, beschäftigte mich, die verlorenen Tragödien des Äschylus, Sokrates und seine Ethik. Nach welchem Schema baute Aristophanes seine Komödien? Was bedeutet der rätselhafte Name Homers? und war es eine Sängerschaft der Blinden, die das homerische Epos schuf? Auch unechtes literarisches Eigentum gab es schon bei den Griechen und Römern; dem nachzuspüren schien mir eine treffliche Übung des Verstandes.

Insbesondere ward mir schon damals klar, daß man erst wissen muß, ob die Leute im Altertum überhaupt ein Buch hatten und wie das Buch beschaffen war und wie man es verbreitete, ob es ein Verlagswesen schon gab, bevor man die Entstehung und Entwicklung der antiken Literatur zu verstehen versuchen kann. Aber auch heute noch werden die

Literaturgeschichten so geschrieben, als ob diese grundlegenden Fragen nicht existierten, und eine gottselige Unklarheit herrscht. Was finge ein heutiger Dichter oder Journalist an, wenn er nicht hätte oder nicht wüßte, worauf er schreiben soll und wie sein Elaborat ins breite Publikum gelangen kann? Dies anscheinend recht triviale Problem führte mich zwangsmäßig weiter hinein in Fragen des Gewerbelebens, Kulturlebens und Geisteslebens, das von Homer bis in die Zeiten des Kaisers Justinian reicht, und meine Forderung war: der Philologe muß wie ein Eingeborener der Antike sein.

Schon diese Projekte reichten wohl aus, mich für die Lebensdauer zu beschäftigen, wie es tatsächlich geschehen ist.

Mein Verkehr war leider nur studentisch. Vier Jahre lang blieb das so. In Familien wurde ich fremdartiger Hamburger Kornmaklerssohn fast gar nicht eingeführt. Das war mir eine schwere Entbehrung, und mit Neid sah ich, wie es anderen anders ging. Als Ersatz aber schenkte mir das Schicksal einen Freund, der wie mein zweites Ich wurde, in dem ich mein besseres Ich fand. Es war Ivo Bruns, auch er klassischer Philologe, ein Berliner Professorensohn.

Er hatte gleichsam schon als Säugling akademische Milch getrunken. Ob das ein Vorteil ist, weiß ich nicht. Auf alle Fälle war er ein junger Mensch von feinsten Psyche, dazu eine Künstlernatur voll Anmut im Übermut, der fast in allem so empfand und dachte wie ich, vor dem ich kein Hehl hatte, und ich konnte endlich Anker werfen in einem Nebenmenschen, der sich mir unterordnete wie ich ihm. Mein Einsamkeitsdrang verlor sich jetzt. Der Freund war weltgewandt und ein Menschensucher und erschloß mir durch seine Erzählungen, die nicht abrissen, den Reiz des oft so trivialen und doch so gesund erregenden Gesellschaftslebens, dem ich fernstand. Ich lernte von ihm, mich der Außenwelt nicht nur als Beobachter, sondern auch persönlich mit Wärme hinzugeben.

Ich habe diesen leider so früh verstorbenen Freund an an-

derer Stelle zu schildern und zu verherrlichen gesucht.¹ Was uns gleich auf den ersten Blick verband? Er war Geiger, eine echte Musikantenseele, er selbst gleichsam ein Instrument, das man nur zu berühren brauchte, und es klang. Das war ein zweites Leben. Ich schlug das Klavier auf, und er sang oder geigte dazu; so ging es fast täglich. Vom Rhythmus getragen verflogen die Stunden; mein Können wuchs, da wir uns immer kühnere Aufgaben stellten, und wir lagen uns jüngerhaft in den Armen vor ausgelassener Begeisterung.

Es waren damals die Jahre, wo Feuerbach und Böcklin in der Malerei, in der Musik Brahms groß wurden: Brahms und Feuerbach, die lange verkannten. Für diese Künstler flammte unsre Liebe auf. Alle drei Genannten reich an Phantasie, vor allem streng in der Formgebung und daher, wie es uns schien, klassischem, griechischem Geist verwandt, alter Adel bei aller Neuheit; die Brahmslieder und Kammertöne meist so intimen Charakters, als sprächen sie nur zu mir und wären auf ich und du gestimmt. Ein Einsamgänger war ja auch dieser Brahms, wie ich es selbst bisher gewesen. Die Wagnermusik dagegen ist theatralisch unintim, und sie wurde mir plötzlich entfremdet, ja, widerstand mir; denn sie ist berechnet auf Beifall der Vielen, chargiert die Empfindungen und überschreit sich selber. So kniete ich mich ein in Brahms und zähle mit meinem Freunde wohl zu den Frühesten, die seine Musik heroldartig verbreiteten und von Haus zu Haus trugen.

Wir zwei waren aber zum Glück nicht die einzigen, die für solche Dinge Zeit und offene Sinne hatten. Vielmehr teilte sich unser „Kreis“ in zwei Gruppen, die Nurphilologen und die Auchphilologen. Wir letzteren waren natürlich etwas verdächtige Subjekte und galten im Fach nur als Nummern zweiten Grades. Das geschah uns recht; aber es war doch schön.

Meine Doktorschrift handelte vom Bau des lateinischen

¹ s. meine „Gedichte“, die ihm gewidmet sind, sowie das Vorwort zu Ivo Bruns, „Vorträge und Aufsätze“.

Hexameters, und sie war lateinisch abgefaßt. Trotzdem schickte ich sie an Brahms, der schwerlich die Sprache Ciceros verstand, und schrieb dazu in heiterer Laune, neben allerlei Dankesworten, ich schicke ihm das unmelodische Ding, das ihm zum Trotz entstanden sei. So war es.

Kein Wunder also, daß mir auch die Verse flossen. Die Romantik des Rheins, die Romantik des Studententums umgab mich nicht vergebens, und Verse rauben auch nicht viel Zeit; wenn sie natürlich fließen, sind sie wie das Atmen, das aus der Tiefe von selber kommt. Ich machte auch kein Hehl daraus, und wenn es galt, unsre Professoren im studentischen Kommers zu feiern, forderte man, daß ich das Kommerslied mache. So durfte ich Arnold Schäfer ansingen, so Bücheler, so auch Heinrich von Sybel, den hochangesehenen Historiker, als er Bonn verließ. Die Anregung zu diesen drei Kommersen gab unser Kreis, und alle Korporationen beteiligten sich in schöner Weise. Ich aber mußte auf den Tisch steigen; denn man rief nach dem, der die Reime verbrochen. Von daher stammt die freundschaftliche Beziehung, die mich dauernd mit Heinrich von Sybel verband.

Und so entstand denn auch schon damals mein schwärmerischer kleiner Roman, den ich in Versen schrieb, von der stolzen Römerin, die den griechischen Sklavensohn liebt, den jungen Liebenden, die, gewaltsam getrennt und beide aus Italien flüchtig, zur Zeit des Kaisers Probus zu Lorch am Rhein sich wiederfinden und dort den Rebenbau auf deutschem Boden begründen. Liebe und Wein, Deutschtum und Römertum: es war alles in Einem. Ein Drittel des Ganzen wurde schon damals fertig.

Ich sprach von studentischer Romantik. Aber diese Romantik schaute nicht nur in die Vergangenheiten, sondern sie hatte auch ein vorwärts gewandtes Gesicht; denn wir lebten im jungen deutschen Reich. In der „Kaiserhalle“ fanden wir uns zum Trunke; schon der Name besagt genug. Das deutsche Kaisertum war damals erst drei Jahre alt. Begreiflich, daß das

Glücksgefühl, ein Deutscher zu sein, in uns lohte, daß wir acht gaben, wie in allen Schichten und Kreisen des Reichs sich die Unternehmungslust, das Kraftgefühl hob, daß wir jede Aktion der Regierung, jede Abstimmung im Reichstag mit Spannung verfolgten und jedes überraschend starke Wort Bismarcks auffingen, das mitunter befremdete, zu allermeist aber uns wegweisend schien: das Wort des Volkserziehers.

So machten wir denn auch im Schwarm — Karl Reinhardt unser Führer — eine Wandertour rheinaufwärts bis in das Elsaß, in das köstliche neudeutsche und doch altdeutsche Land, standen andächtig im Straßburger Münster, dessen Bau ein deutscher Meister aufgewölbt, und trafen dort jubelnd Kommilitonen, die an der deutschen Universität Straßburg studierten, wie einst vor etwa hundert Jahren Herder und Goethe es getan. Damals haben sich diese großen Männer aus dem Elsaß die Anregungen zu jener kerndeutschen Lyrik geschöpft, die so echt ist, weil sie persönlich ist und doch gleichsam aus der Volksseele selber stammt. Sollte das alemannische Land nicht auch jetzt wieder dazu beitragen und helfen, unsre Dichtkunst, die scheinbar so schlaff geworden, zu erfrischen? Wir hofften es, wir glaubten es.

Die Semester verrannen. Ich unpraktischer, allem Geschäftlichen abgewandter Mensch hatte bisher an alles mögliche, nur nicht an meine Zukunft gedacht. Da auf einmal befiel mich die Angst: was soll aus mir werden? Frei, aber einsam wollte ich leben? Aber wovon? Um Schriftsteller und nur Schriftsteller zu sein, brauchte ich Sicherung, brauchte ich Geld. Sollte ich für Geld dichten? Von dem, was ich zusammenschrieb, leben? Es schien mir unmöglich, Wer viel schreibt, für Geld schreibt, produziert unter Zwang und verseicht um so schneller, je mehr er liefert. Oder wie? Sollte ich Anstellung suchen, Beamter werden? Schulmeister, ich? Unter die Schulmänner gehen, die, an Zeit und Raum gebunden, ihr Leben lang vor der Klasse stehen?

Mein Ideal, meine Lebenssehnsucht zerbrach plötzlich in

mir, und ich verzweifelte. Es war zu töricht. Ich hatte in meinem Leben stets gekonnt, was ich wollte. Nun sollte es anders sein? Eine Melancholie zum Sterben befiel mich. Es kamen Tage, wo ich wie ausgehöhlt, wie auf den Kopf geschlagen, in unserem munteren Kreise kein Wort mehr sprach. Es kam der Abend, wo wir in der Sommernacht bei der Bowle saßen in Heisterbach und ich wegrannte, an den Rhein stürzte, in schwächlicher Sehnsucht, ein Ende zu machen. Ich will, wie mir war in dieser Nachtstunde, nicht schildern. Wunderbar hat mir da mein Freund geholfen. Er kam über mich, umfaßte und küßte mich, mit hinreißenden Worten — das war seine wundervolle Gabe —, und mein Lebenstrieb schoß wieder hoch, der Glaube an mich selber. Die Examina, die meine Bonner Studien abschlossen, machte ich ganz flott, als wäre nun alles gut.

Dann lag Bonn und das alles hinter mir; das Philisterium sollte beginnen, ein schmerzlicher Abschied. Da schlug die Melancholie noch einmal schwer über mir zusammen. Ich setzte mich beruflos nach Hamburg, um da wissenschaftlich zu arbeiten und die Entscheidung hinauszuschieben; aber der Zwang der Lage trieb mich nach Berlin, und ich meldete mich als Schulamtskandidat am dortigen Sophiengymnasium. Der Herr Direktor sah meine Zeugnisse und hieß mich willkommen. In 14 Tagen sollte ich den Unterricht beginnen. Ich komponierte noch rasch das Lied Lenau's „Weil' auf mir, du dunkles Auge“ und schickte es an eine Freundin in Hamburg, merkte übrigens, daß ich biegsamer war, als ich geglaubt; ich hätte mich wirklich in das Joch, das ich tragen sollte, gefunden.

Da kam von Bücheler ein Briefchen an mich, darin er mir vorschlug: Habilitieren Sie sich in Marburg. Ich war starr vor Staunen; ich sollte Universitätslehrer werden. Daran hatte ich nie auch nur im Traum gedacht. Aber ich war rasch entschlossen; ein Stipendium (das sogenannte Bismarckstipendium) sollte vorläufig meine bescheidene Existenz sichern,

und im März 1878 war ich Dozent im kleinen Marburg an der Lahn geworden. Sogleich kam von Prag an mich die Aufforderung, mit den schönsten Zusicherungen, mich nach dort umzuhabilitieren; aber mit denselben Zusicherungen wurde ich in Marburg festgehalten.

In Marburg

Marburg war seit 1866 preußisch. Eben jetzt war dort der neue Universitätsbau in reichgeschmückter Sandsteingotik vollendet oder der Vollendung nahe, ein Geschenk Preußens an das annektierte Hessenland. In diesen neuen Hörsälen sollte ich in Zukunft wirken, als preußischer Beamter mein Leben führen und endgültig als Mitarbeiter mich auf tun der klassisch-philologischen Wissenschaft. Da befahl mich in der engen Bude, die ich am Schuhmarkt gemietet, noch einmal der Grimm. Ich fühlte die Kette am Fuß (sie saß endgültig fest) und dichtete mein unverzeihliches Hohngedicht auf die Wissenschaft selbst, die ich vertrat. Ich kletterte durch die krummen Gassen. Ja, Marburg! dies Nest! Die Lahn, kaum tief genug, darin zu tauchen! Da sollte ich leben? Welche Enge der Verhältnisse in der Stadt, in den Dörfern, auch in den Professorenhäusern! Der Hamburger reckte sich in mir: „kein Jahr lang halt' ich's hier aus!“ Ich fühlte mich wie auf der Sandbank festgefahren und ahnte nicht, daß dies der Hafen war, in dem ich gesunden und altern sollte.

Denn erstaunlich rasch änderte sich meine Stimmung. Prächtige junge Kollegen fand ich; in vielen Häusern fand ich bald Umgang.¹ Und der kleine Hörsaal tat sich auf, im Erdgeschoß des alten Franziskanerklosters. An 25 Leute saßen darin; der blaue Flieder schaute ins Fenster herein, und ich sprach das „Meine Herren“, und sie trampelten, und ich

¹ Eine eingehende Schilderung jener Zeit habe ich in meinem Büchlein „Marburger Licht- und Schattenbilder“ gegeben.

handelte vom Horaz und fand gleich Fühlung mit meinen Studenten. So etwas wie Talent zum Führen erwachte in mir. Ich merkte, wie viel Erweckendes ein munter frisches Wort hat und wie das kälteste Wissen sich erwärmt, wenn man es weitergibt.

Im Jahre 1886 wurde ich Ordinarius in Marburg und heiratete sogleich meine liebe Frau — Frau Emse —, die schönste Gabe, die mir das Leben gegeben hat. Ihr sprühendes Wesen und ihr Edelsinn wirkte und wirkt so heilsam auf mich, wie es einst mein Freund Ivo versucht hatte, den Kleinmut vertilgend, der sich nur zu leicht in Hochmut maskiert und darum so leicht mißverstanden wird, und ich hatte sofort den Freimut, mich in meinen Schwächen und Fehlern, in meiner Zwiespältigkeit jetzt offen zu zeigen, wie ich bin; d. h. ich begann endlich meine Dichtungen zu veröffentlichen, die strenge Wissenschaft mochte dazu die Stirne runzeln und mich in den Abgrund verdammen.

Gleichwohl erhielt ich einen Ruf als Ordinarius nach Königsberg und gleich darauf nach Breslau. Die sogenannte Karriere tat sich vor mir auf. Aber ich lehnte ab. Der übliche Fackelzug wurde mir gebracht, und ich erklärte, dauernd stehen bleiben zu wollen, wo ich stand:

In Marburg atm' und wohn' ich.
Da bau' ich meinen Honig.

Herr Althoff, der Vertreter des Ministeriums, schüttelte den Kopf; ihm gab ich dieselbe Erklärung ab. Nach äußeren Auszeichnungen habe ich nie gefragt im Sinne des Satzes: Baue deine Hütte im Tal und nicht auf dem Gipfel; und das Marburger Idyll war es, was ich brauchte. Die Landschaft, das unzerrissene Leben tat mir wohl. Die akademischen Verpflichtungen waren nicht zu belastend, und ich fand hier die Muße, dem Spieltrieb nachzuleben, der mir in der Natur lag. Das ist das Köstliche des akademischen Berufs, daß er solche Erfrischung in tätiger Muße möglich macht. Und ich reiste

viel (fast immer mit meiner Frau). Zum Ausreisen ist Marburg trefflich gelegen. In unsre Großstädte reiste ich oder ins Ausland, und mein Horizont verengte sich nicht¹.

Daß ich die Philologenwelt mit einer Fülle von gelehrten Studien überschüttete, versteht sich; denn ich arbeitete all meine Lebtag fast pausenlos, und der Tag war ein verlorener, an dem ich nichts zu Papier brachte. Aber ich wahrte meine Doppelnatur und trennte sie säuberlich. Als Forscher war ich die Nüchternheit selbst, als Poet der Schwärmer. Zwei ganz verschiedene Kerle steckten ja eben in mir; sie gingen Arm in Arm, vertrugen sich trefflich und lösten sich ab, indem sie abwechselnd am Schreibtisch saßen. Über Properz oder Seneca hatte der eine geschrieben, stand auf; der Sessel war noch warm; da setzte sich schon der andre darauf, und irgendein Theaterstück entstand, das fünf Akte füllte.

Im Jahr 1886 veröffentlichte ich zum erstenmal eine meiner Dichtungen. Es war die Erzählung von der Begründung des Weinbaus am Rhein, die ich schon als Student in Bonn begonnen hatte. Sie erschien noch unter dem Decknamen Beatus Rhenanus. Der Titel des Buchs ist „Attarachus und Valeria“. Aber den Decknamen gab ich bald auf; denn er schützte mich nicht, und das Mißtrauen meiner Herren Fachgenossen regte sich sogleich. Bücheler zwar hatte seinen Gefallen daran und schickte mir in seiner Freundlichkeit mit Applaus ein Dutzend schöner Rheinweingläser. Von Leipzig her aber hörte ich Otto Ribbecks, des Latinisten, Stimme, der da polterte, als man ihm das mit Amoretten nett verzierte Buch zeigte: „Aber das geht denn doch zu weit!“²

Mich berührte das indes wenig, und so erschien von mir im Druck bis zum Jahre 1913 eine ganze Serie von Tragödien

¹ Ich schrieb auf Reisen stets eingehende Tagebücher; daraus gingen meine Schriften hervor: „Auf Reisen, ein Ferienbuch“; „Unterhaltungen in Rom“; „Griechische Erinnerungen eines Reisenden“ und „Aus der Provence“.

² Das wurde mir von Prof. Th. Brieger sogleich mitgeteilt, der dem genannten Herrn das Buch in die Hand legte.

und Lustspielen, in denen ich das Beste niederlegte, was ich zu geben hatte; daneben auch Gedichtsammlungen ernster und heiterer Art. Es war vergeudete Kraft; denn ich hatte zu den Bühnen gar keine Beziehungen, haßte überhaupt alle geschäftlichen Anknüpfungen und Korrespondenzen, und die Theater erfuhren kaum etwas von der Existenz meiner Dramen. Auch mit Schriftstellerkreisen und Journalisten fehlte mir jeder Zusammenhang; ich suchte ihn auch nicht, als rechter Sologänger, und so liegen diese Dichtungen da und verschimmeln. Es ist, als sollte das Wort Martials von mir gelten:

Der, dessen Verse man nicht liest,
Der hat sie nicht geschrieben.

Die Übersichten über neuere poetische Literatur, auch über Hamburger Skribenten¹ wissen von all den erwähnten Sachen nichts.

Nur im Hessenland hat man auf mich etwas achtgegeben. Meine Tragödie „Anna von Hessen“ wurde an der Kasseler Hofbühne prachtvoll gespielt, auch die Rottmann hat sich für die Titelrolle des Stücks gern hergegeben, das den Konflikt zwischen Mutter und Sohn, zwischen Nero und Agrippina, in deutsche Verhältnisse überträgt. Auch das ernste Spiel „Aus eiserner Zeit“ hat so wiederholt die Bretter gesehen.

Die meisten meiner Dramen behandeln historische Stoffe; der heutige Geschmack ist dem abgewandt. Auch meine Lustspiele bevorzugen das Kostüm der Vergangenheit, der Zeit des Rokoko oder des Hans Sachs. Auch ergehen sich meine Sachen weder in mystischen Stimmungen, die unsre Gegenwart liebt, noch sind sie pathologische Studien², von denen das Gleiche gilt, sondern zeigen Menschen, die energisch stre-

¹ Ich ersehe dies z. B. aus „Hamburger Poeten“, Aufsätze von Dr. Benno Diederich, 2. Aufl., Leipzig 1911.

² Eine solche ist nur mein Drama „Der Erstgeborene“, das ungedruckt geblieben; es wurde von der Gießener Truppe gespielt; die ziemlich flauere Wirkung schiebe ich natürlich der Darstellung und nicht mir selber zu.

ben und handeln und in ihrer Tatkraft siegen oder zugrunde gehen. Das zu zeigen ist die heilsame Aufgabe der Bühne. Die Schwäche ist es, die pathologisch wirkt, die starken Affekte wirken pathetisch.

Poet und Philologe fanden am Schreibtisch auf ein und demselben Stuhle Platz; man kann aber auch sagen, ich saß zwischen zwei Stühlen, und wer das tut, fällt zu Boden. Der Dichter, der den Gelehrten spielt, ist als Gelehrter nicht ernst zu nehmen, so denken die einen; was ein Professor dichtet, ist akademisches Machwerk und eo ipso veraltet, so denken die andern. Ich glaube, selbst ein Lessing wäre heut verdächtig.

Da die Bühne sich mir verschloß, habe ich mich dem Roman und der Novelle zugewandt. Das religiöse Problem behandelt mein Roman: „Menedem, die Geschichte eines Ungläubigen“. Diese Sachen haben sich in gewissen Grenzen ein Publikum erworben. Aber meine Eigenart, die Eigenart eines literarischen Einsamgängers, sagt anscheinend, ob ich scherze oder traure oder ermahne, nur einer Minderzahl zu. Sie will auch nicht mehr, und mein Motto ist¹:

Für viele bin ich nie gewesen.
Der Kreis, für den ich wirke, ist nur klein.
Es sollen mich nur Freunde lesen,
Und die mich lesen, sollen Freunde sein.

Der Zufall aber wollte es, daß die Leipziger Verlagsbuchhandlung Quelle & Meyer auf mich aufmerksam wurde. Sie forderte mich zur Geschichtsschreibung auf, wie ich sie in Ansätzen schon als Knabe betrieben, der Art, daß sie den Geschichtsstoff gemeinverständlich vorträgt und mit Belebung. Das griff ich freudig auf und schrieb zunächst meine römischen Charakterbilder in zwei Serien. Es folgte die Darstellung des Griechentums. In vier Bänden hatte ich so das ganze Leben der Antike zusammengefaßt, eine wundervolle Aufgabe und wohl eines besseren Autors wert. Jetzt aber lohnte es sich,

¹ Es ist das Motto meiner Gedichtsammlung: „Helle und dunkle Klänge“.

daß ich als Philologe nicht Spezialist auf engerem Arbeitsgebiet geblieben war, sondern um viele Gegenstände und Probleme mich bemüht hatte. Es lohnte sich überdies, daß ich auch ein bißchen Dichter war und den impulsiven Ton der Rede, der je nach dem Gegenstand wechselt, beherrschte; denn die Geschichtsschreibung ist die Schwester der Dichtkunst. Die beiden Ströme, die in mir nebeneinander flossen wie Euphrat und Tigris, fanden sich jetzt zusammen und flossen friedlich ineinander. Die Zuverlässigkeit des Tatsachenbestandes war das wichtigste; durch losen, dramatisch bewegten Vortrag habe ich den so ermittelten Stoff dem Leser zu vergegenwärtigen und der Fremdartigkeit zu entziehen versucht. Weitere zwei Bücher, die die Kulturgeschichte brachten, kamen hinzu, auch ein Bild des römischen Liebeslebens in der „Cynthia des Properz“ und das eines Dichterlebens in meinem Horazbuch. Den Herren Quelle und Meyer aber, die dauernd diesen Arbeiten ihr verständnisvolles Interesse schenkten und auch mit Bildschmuck sie reich und wirkungsvoll ausstatteten, habe ich zu danken, daß so viel Hände danach griffen, wie es der Fall ist.

Daß ich infolge dieser Arbeiten von zwei angesehenen Verlagsanstalten aufgefordert wurde, nun auch eine Geschichte unseres deutschen Volkes zu schreiben, erschreckte mich. Das Angebot war verlockend und ein Volksbuch dieses Gegenstandes gewiß die wertvollste aller Aufgaben. Aber ich habe grundsätzlich abgelehnt; denn vollkommene Stoffbeherrschung wäre auch dafür die erste Vorbedingung. Woher aber dazu die Vorstudien nehmen, die ein ganzes Gelehrtenleben erfordern? Dem deutschen Volke solch Buch zu geben, wäre nur der beste Kenner berufen.

*

Genug und übergenuß von mir. Ich war auch diese letzte Rechenschaftsablage schuldig, um zu zeigen, daß die Lernzeit meiner ersten Jugend, über die ich so ausführlich be-

richtet habe, doch nicht ganz ohne Ergebnis gewesen ist. Aus Hamburg aber, der Stadt meiner schönen Kindheit, bin ich heute wie entwurzelt; denn unser Haus dort ist ausgestorben, und von neun Geschwistern bin ich allein im Leben zurückgeblieben. Mein armer Bruder John ging wie eine kranke Pflanze ein, und mein Bruder Alexander, der so viel versprach, starb ihm bald nach. Unstet, wie er war, scheiterte er mit seinen reichen Plänen und endete, vielfach hin- und hergeworfen und fast darhend, zu meinem Kummer als Zeichner in einem Architektenatelier zu Königsberg. Aber seine Zuversicht verlor er nie, und der christliche Glaube war es, der diesen beiden Brüdern eine wunderbare Stütze und Hilfe im Leben gewesen ist. Auch meine Schwester Agnes starb viel zu früh. Mehr Zeit war meiner älteren Schwester Fritz vergönnt, um sich in ihrem Pflichtenkreise allgeliebt und daseinsfreudig auszuleben.

Anders mein Bruder Ernst Birt. Er war von uns der beste und nennenswerteste, und heute noch ist sein Name an der Hamburger Börse, wie man mir versichert, unvergessen. Sachkunde, Vornehmheit und Besonnenheit im Geschäft zeichneten ihn aus. Aber auch über seinem Erinnerungsbild liegt ein düsterer Schatten. Als mein Vater 1891 starb, hinterließ er meine gute Mutter fast mittellos; wie das zuing, tut hier nichts zur Sache. Mein Bruder Ernst war zum Glück inzwischen geldkräftig geworden; man zählte ihn sogar zu den Millionären, und er beschied sich als nun schon gealterter Junggeselle mit der Rolle, der Mutter und Schwester ein schönes, gesichertes Leben zu bereiten, lebte dabei als Weltmann wie einer, der sich alles gönnen kann, begnügte sich aber gleichwohl im kleinen Familienhaus an der Burgstraße Nr. 10 mit zwei Stuben und fand Rast und Freude vor allem in der Jagd; die einsame Natur in Wald und Feld war seine Erholung, der edle Jagdhund seine Liebe. Im Wesen hatte er etwas herrisch Finsteres bekommen, und wenn ein Gewitter in ihm aufzog, war er gefürchtet. Es war so, als hätte er

viel entsagt und sich der Familie geopfert, um den Standard des Hauses hochzuhalten. Meiner Frau und mir wandte er seine Güte und Freundlichkeit zu. Im verschwiegenen Innern aber mag er mich wohl um mein Lebensglück beneidet haben.

Da kam der Weltkrieg. Der nationale Aufschwung in der Not des Vaterlandes war damals hinreißend erhebend und riß auch mich hin. Er aber gab, sobald Englands Kriegserklärung kam, sogleich alles verloren. Wir, in unsrer Begeisterung, waren die Dummen. Der Krieg muß und muß verlorengelassen, war sein dumpfes Orakel: ein entschlossener Pessimismus, mit dem er unter uns und der großen Masse allein stand. Die Siegesdepeschen des Herrn von Stein bemäkelte er achselzuckend und blickte mit trüber Verachtung auf all unsre Strategen und Diplomaten. Die Siegesbotschaften häuften sich; aber wo alles flaggte, verbot er die Fahne an unserem Hause hochzuziehen. Ich dichtete allerlei Kriegslieder, die ich ins Feld schickte und die da zum Teil auch gesungen worden sind. Ihm waren sie zuwider.

Es war Pfingsten des Jahres 1916. Ich schrieb ihm, daß wir ihn besuchen wollten. Er antwortete kurzweg: kommt nicht! Er konnte die Kriegspsychose, die mich ergriffen hatte, die lebhaften Äußerungen meiner andauernden Siegeshoffnung nicht vertragen. Er wußte nicht, was folgen würde, und die Entscheidung war grausam; denn wenige Wochen danach traf ihn ein Herzkrampf, der sein Ende bedeutete, und ich habe den Bruder, auf den ich so stolz war, nicht wiedergesehen. Charakteristisch für ihn war sein Testament. Da alle Verwandten auskömmlich zu leben schienen, vermachte er sein ganzes Vermögen den Armenkassen und Wohltätigkeitsanstalten Hamburgs, die er sorgsam aufzählte; die katholischen und jüdischen fehlten nicht.¹ Es war freilich vergebens;

¹ Da ich dies erwähnt habe, sei, damit mein Bruder nicht im falschen Licht erscheine, hinzugefügt, daß er seinen drei damals noch lebenden Geschwistern für die Zeit, da sie noch lebten, Teile des Zinsertrages des Vermögens zuwies.

denn die Inflation, die folgte, die vernichtende Geldkrise im Reich, vernichtete auch sein ganzes Vermögen, und sein letzter Wille war ein Fehlschlag. Die Folgen des Krieges waren entsetzlicher, als er selbst geweissagt hatte.

*

Ich schreibe dies Schlußwort auf dem Lande zur Erntezeit, und die Sense rauscht im Felde. Die Sonne strahlt siegreich am hohen Himmel. Sie hat, daß die Ernte gelinge, die Wolken, die gestern drohten, gnädig aufgezehrt. Die Wolken alle, wo sind sie nun? Sie sind wie wir, und das Gleichnis redet zu mir auch heute wie damals, als ich zuerst die Feder ansetzte, um dies Buch der Erinnerungen zu schreiben. Im Krematorium des Alls sterben die Wolken wie die Menschen und die Familien.

So gingen die Meinen alle dahin. Sie kehren nicht wieder. Auch ich werde ihnen folgen zu meiner Zeit. Ich habe entbehrt wie jeder Sterbliche und habe genossen, zwischen Recht und Unrecht strauchelnd meinen Weg gefunden und habe Grund, die Hände zu heben und der Allmacht zu danken, die da wollte, daß ich bin, die mich werden und altern ließ und mir die Sehnsucht gab nach dem Licht, das uns wie die Wolken verzehrt und die Vergänglichkeit vernichtet und das das ewige Leben selber ist.

Das klingt vielleicht feierlicher als nötig. Es sind die Töne des alten Mannes. Ich habe sie hingeschrieben, und sie mögen so stehenbleiben. Doch es eilt mir nicht, nein, nein, und guter Dinge und mit Hochgefühl will ich noch eine Weile mein Dasein führen und Schatten werfen und auch etwas blitzen und regnen wie die Wolke, in dem engen Bereich, für den ich lebe. Denn noch prangt die Erde um mich,

und das Lieben,
Gott gab es mir; es ist geblieben.